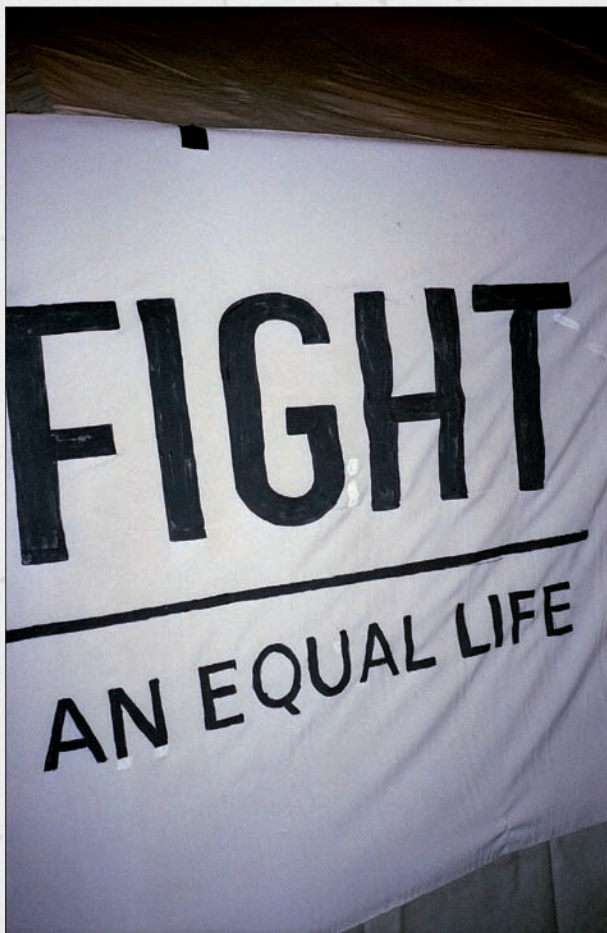


A man with dark hair and a serious expression stands in front of a textured stone wall. He is wearing a dark, heavy coat over a dark shirt and a thick, green and grey patterned scarf. His hands are at his sides.

Ich bin kein Etikett

Eine Ausstellung über Diskriminierung



Susanne Keichel • aus der Serie „Fluchtlinien“ • 2015/2016

Ich bin kein Etikett

Wir versehen Menschen oft allein aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe, ihres Namens oder ihres Verhaltens mit einem Etikett. Dieses Etikett beruht auf Gedanken und Bildern, wie wir uns die Menschen vorstellen – ohne sie zu kennen.

Mit diesen Vorstellungen sind auch Einstellungen und Erwartungen verbunden – und damit Vorurteile und Bewertungen. Vorurteile haben dabei den Effekt, bestimmte Menschen zu Gruppen zusammenzuschließen – aufgrund ihres sozialen Hintergrunds, ihrer sexuellen Orientierung, ihrer Religion oder Hautfarbe. Allein ein offenbar gemeinsames Merkmal ist gruppenbildend – obwohl sich die einzelnen „Gruppenmitglieder“ sehr unterscheiden. Dabei werden diesen Gruppen positive oder negative Eigenschaften zugeschrieben, die pauschalisierend wirken und auf die einzelne Person kaum zutreffen.

Wir oder Nicht-Wir – Das ist hier die Frage!

Anhand bestimmter Merkmale wird entschieden, wer oder was „normal“ ist. Und somit, wer ganz selbstverständlich zur Gesellschaft – also zum „Wir“ – gehört und wer nicht (oder zumindest „nicht so richtig“). Das hat Konsequenzen. Denn mit dieser Einteilung geht eine Wertung einher, an die das Maß gesellschaftlicher Teilhabe geknüpft ist. So gibt es die Menschen, die ganz selbstverständlich eine besondere Stellung und damit Vorteile in der Gesellschaft genießen. Dann gibt es die anderen, die weniger Rechte erhalten, die nicht selten diskriminiert, be-

droht und angegriffen werden. Das „Wir“ ist zwar auch keine gleichförmige Gruppe, aber das Verbindende ist die Abwesenheit bestimmter Merkmale: Beispielsweise werden eine schwarze Hautfarbe, eine Behinderung oder eine homosexuelle Orientierung häufig nicht als gesellschaftliche Normalität anerkannt. Diese fehlende Anerkennung von "Anderen" geht einher mit einer Abwertung. Dabei dient die Abwertung Anderer dazu, das eigene Selbstwertgefühl oder das Zusammengehörigkeitsgefühl in der eigenen Gruppe zu stärken.

Ein Weniger an Chancen und Möglichkeiten für gesellschaftlich an den Rand gedrängte Gruppen bedeutet immer ein Mehr für gesellschaftlich starke Gruppen. Eine solche bevorzugte gesellschaftliche Stellung wird als Privileg bezeichnet. Vielfach sind sich Menschen bestimmter Privilegien nicht bewusst, da sie sie nicht selbst gewählt haben. Sie empfinden sie schlicht als Normalität und Selbstverständlichkeit.

Etiketten – Vorurteile haben Macht!

Etiketten transportieren Vorurteile. Die Folgen sind massiv. So können Vorurteile in diskriminierende Verhaltensweisen münden. Abwertende Bemerkungen, Beschimpfungen, Benachteiligungen erfahren bestimmte Menschen recht häufig. Dabei findet Diskriminierung unbewusst oder bewusst in allen Bereichen der Gesellschaft statt: u.a. in der Familie, auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt, in der Gesundheitsversorgung und in der Bildung.

Außerdem verinnerlichen von Diskriminierung Betroffene häufig die Zuschreibungen und Entwertungen durch privilegiere Menschen, was Gefühle des Anders-Seins und der Ungleichwertigkeit zur Folge hat und schließlich auch die eigene Lebensgestaltung beeinflusst. Selten werden Betroffene gehört und ernst genommen. Gesagtes und Getanes werden vielmehr bagatellisiert; die ungleiche Verteilung von Chancen und Macht wird geleugnet.

Es gibt aber auch den Widerspruch gegen Diskriminierung. Denn es gibt Menschen, die sich gegen Diskriminierung engagieren, die sich wehren und aufklären, die Gleichberechtigung fordern und für sie kämpfen - und die sagen: "Ich bin kein Etikett!" Und Du bist auch kein Etikett.

Ich bin nicht schwarz.

Ich meine, das ist, wie die Welt mich nennt.

Aber... Das bin nicht ICH!

Ich kam nicht aus dem Bauch meiner Mutter

und sagte: „Hallo, ich bin schwarz.“

Nein, mir wurde beigebracht, schwarz zu sein.

Und dir wurde beigebracht, mich so zu nennen.

Und bei allem, wie du dich selbst nennst,

ist es nur ein Etikett!

Von Geburt an zwingt uns die Welt diese Etiketten auf.

Und wir schlucken das...

verdauen und akzeptieren diese Etiketten.

Niemals daran zweifelnd.

Aber da gibt es ein Problem:

Etiketten sind nicht du.

Etiketten sind nicht ich.

Etiketten sind nur Etiketten!

Aber wer wir wirklich sind, ist nicht nur die Haut!

...

Wer wärest du, wenn dir die Welt kein Etikett verpasst hätte?

...

Prince Ea: I am not black

<http://bit.ly/1Vzy2Zp>



Ulrike Bürgel

Mitglied bei Bündnis 90/
Die Grünen und behinder-
tenpolitische Aktivistin

„Meine Beeinträchtigung ist für meine Mitmenschen manchmal ein größeres Ereignis als für mich selbst. Sie macht mich zwar zu einem – im wahrsten Sinne des Wortes – einzigartigen Menschen. Aber gleichzeitig ist sie ‚einfach‘ genauso ein Teil von mir wie mein Sein als Frau.

Ich führe ein selbstbestimmtes Leben, das meistens dank mangelnden Vorstellungsvermögens und Bevormundung auf Seiten der ‚Normalos‘ ein-

geschränkt wird. So werden mir manchmal die simpelsten Fähigkeiten nicht zugetraut: etwa mit Besteck umzugehen oder das Schreiben mit einem Stift. Das strengt an und ist etwa bei der Arbeitssuche sehr hinderlich. Es ist inzwischen meine (Lebens-)Aufgabe geworden, über das Leben mit Beeinträchtigung aufzuklären.

Ich engagiere mich seit langem bei BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN. Das ist mein politisches Zuhause, da Behindertenpolitik auch Menschenrechtspolitik ist. Ich streite für eine inklusive Gesellschaft, in der die gesellschaftlichen Strukturen offen sind und vielfältig miteinander gelebt wird. Und ich will Barrieren niederreißen – auf Straßen und in Häusern, aber auch in den Köpfen. Denn die größte Barriere, die einem selbstbestimmten Leben im Wege steht, ist immer noch das allgemein gesellschaftliche Denken über Behinderung.“

„Mensch, bist du behindert?“

Menschen sind nicht behindert, sie werden behindert: durch Vorurteile, Diskriminierung und strukturelle Barrieren in den Köpfen und der Umwelt.

Unsere Wahrnehmung von Menschen ist durch gesellschaftliche Normen geprägt. Gleichzeitig schließen viele dieser Normen aus. So gelten die Menschen als „normal“, die einen vermeintlich gesunden, dünnen und schönen Körper, einen klugen Geist und ein angepasstes Verhalten aufweisen. Menschen mit Behinderung wird hingegen ein „Anderssein“ zugeschrieben. Diese Zuschreibung bestimmt den Umgang mit beeinträchtigten Menschen und schränkt ihre Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe und Möglichkeiten massiv ein.

So werden Menschen mit Behinderungen oft als weniger wert wahrgenommen und ihre „Integration“ in die Gesellschaft gilt nur unter Umständen als möglich. Dieser Gedanke der „eingeschränkten“ Integration zeigt das Ausgeschlossensein, denn Menschen mit Behinderung gelten nicht automatisch als gleichberechtigter Teil der Gesellschaft. Dabei sind es vielfache gesellschaftliche Bedingungen, die einen Menschen zu einem Menschen mit Behinderung machen:

- **Barrieren!** Verkehrsmittel und Gebäude, die Ausstattung von Räumen oder Kommunikationsmittel berücksichtigen oft nur die Bedürfnisse von Menschen ohne körperliche oder geistige Beeinträchtigungen.

- **Für andere sprechen!** Der zwischenmenschliche Umgang von Menschen ohne Behinderung mit Menschen mit Behinderung ist oft bevormundend. Nicht selten werden Menschen mit Behinderungen durch Taten und Worte zu Opfern gemacht.
- **Beleidigungen!** Die Wörter „behindert“ oder „Spast“ werden als Schimpfwörter genutzt.
- **Gewalt!** Menschen mit Behinderungen, vor allem behinderte Frauen, werden immer wieder Opfer verbaler und körperlicher Gewalt.
- **Schönheits- und Gesundheitsdiktat!** Das mediale Diktat vom schönen, gesunden, schlanken Körper grenzt Menschen mit Behinderungen aus.
- **Mitleid!** Oft gibt es die Meinung, dass eine Behinderung automatisch mit Schmerzen und Abhängigkeit verbunden ist. Das Leben von Menschen mit Behinderung wird mit einer Katastrophe und einem nicht lebenswerten Leben gleichgesetzt.
- **Falsche Annahmen!** Viele glauben zu wissen, wie es Menschen mit Behinderung geht, wie ihr Leben aussieht und urteilen über sie. Gleichzeitig fällt oft der Satz, dass Menschen mit Behinderung etwas „trotz“ oder „wegen“ ihrer Behinderung tun.

Hintergrund für die weiterhin bestehenden Diskriminierungen von Menschen mit Behinderungen sind ein permanenter Leistungs- und Selektionsdruck. So ist die Wahrnehmung von Menschen als wertstiftende Mitglieder der Gesellschaft stark

von einem ökonomisch geleiteten Gedanken der Leistungsfähigkeit geprägt: Leistet jemand etwas vermeintlich Produktives für die Gesellschaft, gilt er als wertvolles Mitglied. Tut er dies nicht, gilt er als „invalide“ (ohne Wert) – ein Wort, das früher für Menschen mit Behinderungen gebraucht wurde und das die gesellschaftliche Sicht auf diese Menschen klar verdeutlicht.

Dem steht der Begriff der Inklusion gegenüber und mit ihm die Forderung, von Anfang an die Gesellschaft so zu gestalten, dass jeder Mensch gleichberechtigt an allem teilhaben und mitgestalten kann – unabhängig von individuellen Fähigkeiten, der sozialen Herkunft u.ä.

Voraussetzung dafür ist, Barrieren abzubauen – auch im Kopf.

Auch das Leben mit Behinderung
ist vielfältig:
Fußball spielen? Tanzen?
Musik machen? Kinder erziehen?

Die Lebenssituation von
Menschen mit Behinderungen
entspricht keinen Klischeevor-
stellungen.



Gjulner Sejdi

Vorsitzender des sächsischen Roma-Vereins
Romano Sumnal e.V.

„Ich bin 1991 nach Deutschland gekommen, während des Krieges im damaligen Jugoslawien. Das war eine sehr schwierige Zeit für mich, die mich immer noch beschäftigt. Über Antiromaismus mache ich mir schon sehr lange Gedanken,

besonders seit ich in Deutschland lebe. In meiner Heimat Jugoslawien war Antiromaismus kein Thema bzw. konnte man ihn nicht so direkt spüren wie heute hier bei uns. Seit ich in Deutschland bin, ist mir das Thema suggestiver geworden und auch sichtbarer. Das Rom-Sein ist meine Identität. Ich engagiere mich gegen Diskriminierung von Roma, ich berate sie über ihre Rechte in Sachsen. Mein Wunsch ist es, eines Tages die völlige Emanzipation der Roma in den europäischen Mehrheitsgesellschaften zu erreichen.“

„Ich hätte Probleme damit, wenn sich Sinti und Roma in meiner Gegend aufhalten.“

Wie wohl kaum eine andere Minderheit sind Rom_nja und Sint_ezze in Europa mit negativen Zuschreibungen und massiver Diskriminierung konfrontiert. In allen europäischen Ländern muss ein Großteil der Gruppe unter miserablen Bedingungen leben und ist massiver Gewalt ausgesetzt.

Auch bei großen Teilen der Bevölkerung in Deutschland stoßen Rom_nja und Sint_ezze auf offene Ablehnung. Klischeehafte Darstellungen und negative Stereotype, verbreitet durch Sprache, Medien, Literatur, Filme und Musik, führen zu einer verzerrten Wahrnehmung und festigen antiromaistische Einstellungen. Es existiert kaum Wissen über die Lebenswirklichkeiten von Rom_nja und Sint_ezze in Deutschland. Dass sie schon seit vielen Generationen in Deutschland leben und dass sich ihre Lebenswirklichkeiten sehr unterscheiden, scheint für die Mehrheit unvorstellbar. So werden Rom_nja und Sint_ezze nahezu ausschließlich mit Armut und Kriminalität in Verbindung gebracht.

Politiker_innen nicht nur rechter, sondern auch bürgerlicher Parteien warnen vor „Armutsflüchtlingen“ und meinen damit vor allem Rom_nja, die hier Schutz vor massiver Diskriminierung, Verfolgung und Pogromen in ihren Herkunftsländern suchen. Trotz der Tatsache, dass Rom_nja insbesondere in den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens um ihr Leben fürchten

müssen, wurden 2014 Bosnien-Herzegowina, Mazedonien und Serbien als „sichere Herkunftsstaaten“ eingestuft. Asylanträge von Menschen aus diesen Ländern werden damit in einem Schnellverfahren entschieden und in der Regel als „offensichtlich unbegründet“ abgelehnt. Ein Höhepunkt der Diskriminierung ist das „Balkanabschiebelager“ in Bamberg.

Antisemitismus hat eine jahrhundertlange Tradition. Die Gewalt, die an Rom_nja und Sint_ezze verübt wurde, hatte ihren Höhepunkt im Nationalsozialismus. Ihre rassistische Verfolgung und Ermordung, auch Porajmos genannt, wurde jedoch fast fünfzig Jahre lang tot geschwiegen. Im Gegenteil: Das System der Ungleichbehandlung und Diskriminierung in staatlichen Institutionen wie Polizei, Justiz, Bildungs- und Gesundheitswesen existierte auch nach dem Zweiten Weltkrieg weiter. Bereits im nationalsozialistischen Reichssicherheitshauptamt (RSHA) tätige Beamt_innen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg weiterhin beschäftigt. Auf Grundlage von altem Nazi-Aktenmaterial und unter direkter Anwendung der NS-Ideologie betrieben sie die erneute „Sondererfassung“. Rom_nja und Sint_ezze wurden als „kriminell“ und „asozial“ dargestellt, auch um staatliche Entschädigungszahlungen zu verhindern. Denn nur, wer im Nationalsozialismus aus rassistischen, politischen oder religiösen Gründen verfolgt wurde, hatte das Recht auf Entschädigung.

Die nationalsozialistischen Verbrechen an den Sint_ezze und Rom_nja erkannte die Bundesrepublik erst in den 1980er Jahren als Völkermord an. 1992 beschloss der Bundestag auf

Druck von Menschenrechtsaktivist_innen die Errichtung eines zentralen Mahnmals, dem Denkmal für die im Nationalsozialismus ermordeten Rom_nja und Sint_ezze Europas. Dieses wurde schließlich im Jahr 2012 in Berlin eingeweiht. Die Denkmäler in Erinnerung an die systematische Vernichtung werden regelmäßig geschändet und zerstört.

Antiromaismus ist tief in der Gesellschaft verwurzelt. Es gibt kaum Sensibilität, antiromaistische Diskriminierung wahrzunehmen und zu entlarven. Das führt dazu, dass sich viele Sint_ezze und Rom_nja nicht als solche zu erkennen geben oder sogar ihre eigene Herkunft verleugnen.

Keiner kann in meinen Schuhen noch
ne Meile gehen, dabei zurücksehn ohne
dabei kaputt zu gehen, denn ich muss
zusehn', wie vor meiner Nase alle Tür'n
zu gehen.

Aus dem Lied „Zeit“ – Prince-H & K-Pluto
(aka Hikmet und Kefaet)



Valentina Marcenaro

Leiterin der Jüdischen
Woche Dresden

„Ich lebe seit 1998 in Dresden. Ich bin nach meinem Studium der englischen und deutschen Literaturwissenschaft gekommen, um meine Deutschkenntnisse zu verbessern. Geblieben bin ich, weil ich meinen Mann kennengelernt habe.

Das Jüdisch-Sein ist ein sehr wichtiger Teil meiner Identität und zwar nicht so sehr auf religiöser Ebene, sondern mehr auf kultureller Ebene. Das Jüdisch-Sein ist tief in mir verankert. Ich denke, dass Religion in Sachsen keine große Rolle spielt. Ich habe das Gefühl, dass die Mehrheit in Sachsen kaum eine religiöse Identität hat. Ich habe Glück gehabt und habe noch nie Antisemitismus erlebt, weder ich noch meine Familie. Ich wünsche mir mehr Akzeptanz, Neugier und eine positive Haltung gegenüber dem Anderssein, egal ob es sich auf Staats-

angehörigkeit, Sexualität oder Religion bezieht. Viel zu oft basiert das Misstrauen auf der Angst gegenüber dem Unbekannten, das für das eigene Weltbild bedrohlich erscheint. Ich denke aber, dass man sich nur mit Offenheit dem Anderen nähern kann.

Ängste existieren auch unter Juden. Ich finde, sie gehören zu den Menschen, die sehr konservativ denken und eine schützende Haltung des eigenen Systems pflegen und jeden Einfluss von außen als Bedrohung und nicht als Bereicherung wahrnehmen. Damit schafft man aber keine offene Gesellschaft.

Ich finde es unglaublich wichtig, dass beide Beteiligten („Mehrheitsgesellschaft und Minderheitsgesellschaft“) sich entgegen kommen und sich so weit es geht einander anpassen.

Ich arbeite mittlerweile nur für die Jüdische Woche. Mit meiner Arbeit verfolge ich mehrere Ziele. Auf rein künstlerischer Ebene versuche ich, die jüdische Kultur aus dem „Shtetl von 1903“ rauszuholen. Sehr viele Menschen denken bis heute, dass die jüdische Kultur nur alt und verstaubt ist. Das ist aber nicht wahr. Es gibt mittlerweile auch in Europa viele junge jüdische Künstler, die sehr innovative Mittel nutzen und sich jüdisch fühlen und es auch zum Ausdruck bringen. Dazu möchte ich gerne versuchen, die Ängste und Vorurteile abzubauen. Ich bin überzeugt, dass man Antisemitismus und Rassismus nur bekämpfen kann, indem man die Tür öffnet und sich begegnet. Mit positiven Erfahrungen kann man viel mehr erreichen, als wenn man nur mahnt und belehrt.“

„Die Juden machen ja in Palästina das Gleiche ... was ihnen im Nationalsozialismus selbst angetan wurde.“

Dieser Satz ist nicht selten zu hören, wenn es um den Nahostkonflikt geht. Doch eine Gleichsetzung der militärischen Handlungen Israels mit der systematischen Vernichtung der Juden und Jüdinnen in der Zeit des deutschen Nationalsozialismus ist in jeglicher Hinsicht eine Verdrehung der Geschichte und Gegenwart. Die dies dennoch tun, wollen vor allem eins: die Relativierung der Shoah.

Etwa sechs Millionen jüdische Menschen kamen zwischen 1933 und 1945 ums Leben. Sie starben in keinem politischen oder militärischen Konflikt, sondern waren Opfer eines systematischen und mit industriellen Mitteln durchgeführten Vernichtungsprozesses in deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Ziel war die komplette Auslöschung jüdischen Lebens. Dabei wäre die Verfolgung und Ermordung so vieler Menschen ohne einen tief verwurzelten Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung nicht möglich gewesen. Der Genozid ist daher der dramatische Höhepunkt des weit verbreiteten und über Generationen verfestigten Antisemitismus.

Mit der Befreiung vom Nationalsozialismus waren antisemitische Vorurteile und antijüdische Hetze in den damaligen zwei deutschen Staaten jedoch nicht verschwunden. Und auch gegenwärtig erzielt Antisemitismus in vielen Umfragen immer

wieder erschreckend hohe Zustimmungswerte. Antisemitische Stereotype werden immer wieder bemüht. Jüdinnen und Juden werden negative Eigenschaften zugeschrieben, zum Beispiel im Rahmen von Kritik am Kapitalismus oder sie werden für bestimmte gegenwärtige negative Erscheinungen in der Welt verantwortlich gemacht. Es werden Witze über sie verbreitet und „Jude“ wird als Schimpfwort auf Schulhöfen verwendet. Die Zahl von Brandanschlägen auf Synagogen, von Schändungen jüdischer Friedhöfe oder der Zerstörung von Stolpersteinen stieg in den letzten Jahren beängstigend an. Auch Gewalt gegen Jüdinnen und Juden ist keine Seltenheit. Einrichtungen wie Synagogen, jüdische Schulen oder Gemeindezentren werden nicht umsonst besonders geschützt.

Und schließlich existiert der israelbezogene Antisemitismus. Das ist ein versteckter Antisemitismus, der sich Antizionismus nennt. Das *European Forum on Antisemitism* spricht von diesem, wenn

- das Recht des jüdischen Volkes auf Selbstbestimmung abgestritten und Israel als Staat infrage gestellt wird,
- doppelte Standards angewendet werden, indem von Israel ein Verhalten gefordert wird, das von keinem anderen demokratischen Staat verlangt wird,
- bestimmte Symbole oder Bilder verwendet werden, die mit dem traditionellen Antisemitismus zusammen gebracht werden wie der Ritualmordlegende, um Israel oder die Israelis zu beschreiben,
- die aktuelle israelische Politik mit der Politik des Nationalsozialismus verglichen wird und/oder

- Jüdinnen und Juden kollektiv für Handlungen des israelischen Staates verantwortlich gemacht werden.

Israelbezogener Antisemitismus ist häufig als Kritik getarnt und gerade durch den Vergleich der israelischen Politik mit den Verbrechen des Nationalsozialismus wird die Schuld der Deutschen abgewehrt. Es findet eine Umkehr der Täter_innen und Opfer statt. Kritik an der Politik Israels ist möglich – so wie jeder andere Staat kritisiert werden darf. Jedoch muss es sich dabei wirklich um Kritik handeln, die frei von jeder antisemitischen Ideologie ist.

„Tätervolk“ – (K)eine Frage der Bildung?

„Die überwiegende Mehrheit sind aufgeklärte, hervorragend gebildete Menschen, die sich selbst nie als antisemitisch bezeichnen würden.“ Zu diesem Ergebnis kam die Wissenschaftlerin Monika Schwarz-Friesel bei der Auswertung von über 14.000 Briefen an den Zentralrat der Juden in Deutschland und die Israelische Botschaft in Berlin, die Drohungen und antisemitische Aussagen enthielten. Antisemitismus ist also nicht einfach ein Problem fehlender Bildung, sondern in weiten Teilen der Gesellschaft fest verankert.

Der Hass gegen Jüdinnen und Juden ist ein mörderisches Etikett, damals wie heute. Er kommt in unserer Gesellschaft in vielen Facetten von Diskriminierung und Ausgrenzung vor.



Ines Kummer

Stadträtin für Bündnis 90/
Die Grünen in Freital

„Wo zwölf Leute am Tisch essen, reicht es auch noch für einen 13. Gast. So wurde es mir vorgelebt, so lebe ich es zum Beispiel mit meinem Pflegesohn, einem jungen Flüchtling aus Ghana. Er gehört zur Familie, auch wenn die Pflegerschaft offiziell beendet ist, da er jetzt volljährig ist. Das spielt für uns keine Rolle.

Es geht ein Riss durch die Bevölkerung in Freital, wie eigentlich überall in Deutschland. Da sind die, die ihre fremdenfeindlichen und rassistischen Meinungen offen auf die Straße tragen und selbst vor Gewalt und Terrorismus nicht halt machen. Dann gibt es die, die wegschauen und schweigen. Das ist die große Mehrheit. Dann gibt es aber auch die Menschen, die sich solidarisieren, sich engagieren und den Mund aufmachen. Aber wenn man sich

solidarisch gegenüber Flüchtlingen zeigt und klar Haltung bezieht, muss man damit rechnen, beschimpft und bedroht zu werden.

Selbst Stadtratskollegen drehen da schnell mal den Spieß um und beschimpfen diejenigen als Nestbeschmutzer, die auf die Probleme Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Nazis aufmerksam machen. Es wird von besorgten Bürgern gesprochen, die da auf der Straße demonstrieren. Wer die Worte abschwächt, übersieht, dass Rassismus bis weit in die Mitte der Gesellschaft vertreten ist. Ich wünsche mir, dass wir den geflüchteten Menschen mit Respekt und auf Augenhöhe begegnen. Und ich wünsche mir, dass wir uns von dem Wort Willkommenskultur verabschieden. Wir sind jetzt an einem Punkt angekommen, wo es darum geht, eine Integrationskultur auf den Weg zu bringen. Eine politische Forderung habe ich schon lange, nämlich, gleichberechtigte Teilhabe der Migrantinnen und Migranten am gesellschaftlichen Leben in den Kommunen. Und nach wie vor: Das Recht auf Asyl ist ein Menschenrecht und nicht verhandelbar. Dieses klare Bekenntnis vermisste ich all zu oft, gerade von politischen Verantwortungsträgern.“

Willkommenskultur Sachsen?

Menschen aus Syrien, Afghanistan, dem Irak und anderen Ländern suchen Schutz in Sachsen. Doch nicht überall sind sie willkommen. Vielmehr lautet oft die Botschaft: Für „Fremde“ ist hier kein Platz.

Seit die Zahl der Asylsuchenden in der Bundesrepublik und damit auch in Sachsen steigt, organisieren sich vielerorts Initiativen gegen die Aufnahme geflüchteter Menschen.

Fast täglich kommt es zu körperlichen und verbalen Übergriffen auf Geflüchtete in Sachsen. Asylfeindliche Demonstrationen und Blockaden, Brandanschläge und andere Angriffe auf Gemeinschaftsunterkünfte finden ebenfalls nicht selten statt. Vermehrt werden auch Menschen bedroht, die sich für Asylsuchende engagieren. Zwar sind die geistigen Brandstifter NPD, AfD und PEGIDA, die gegen Asylsuchende und Islam hetzen. Die Täter_innen kommen jedoch nicht selten aus der gesellschaftlichen Mitte. Bei solchen Ereignissen wird daher sichtbar, was die Ergebnisse verschiedener Studien schon lange belegen: Ablehnende und feindselige Einstellungen reichen bis tief in unsere Gesellschaft hinein, sie sind keinesfalls ein Randproblem. Sie vergiften das gesellschaftliche Klima, ermutigen jene, die tatsächlich zu Streichholz und Brandbeschleuniger greifen.

Für die Mobilisierung gegen die Aufnahme und Unterbringung von Asylsuchenden werden zunehmend auch die sozialen Medien und die Kommentarfunktion von Nachrichtenseiten genutzt. Im vermeintlichen Schutz der Anonymität bietet das Internet Raum für offene Hetze. Geflüchtete, Menschen, die sich für Geflüchtete einsetzen, aber auch Politiker_innen werden Opfer massiver Anfeindungen, Beleidigungen, Verleumdungen und Bedrohungen. Der Ton ist häufig aggressiv, verletzend und hasserfüllt. Gesellschaftliche Tabus werden gebrochen, indem menschenverachtende Parolen im Internet verbreitet werden.

Oft wird Verständnis für die „Ängste und Bedenken“ der Bürger_innen eingefordert. Doch welcher Art sind diese Bedenken? Von Überfremdung ist die Rede und von erhöhter Kriminalität. „Überfremdung“ an sich ist bereits ein unangemessener Begriff. In Anbetracht eines Ausländer_innenanteils von durchschnittlich 2,4 % in Sachsen erscheint er geradezu absurd. Ein Anstieg der Kriminalitätsrate durch anwohnende Asylsuchende kann ebenso nicht belegt werden.

Die Ängste von Migrant_innen und besonders von Asylsuchenden werden dagegen kaum thematisiert – dabei ist die hohe Zahl von Angriffen auf sie und ihre Wohnungen in höchstem Maße besorgniserregend.

Asylrecht ist Menschenrecht...

Eins ist klar: Menschen in Not haben das Recht, in Deutschland Asyl zu suchen. Daran ändert auch nichts, dass es aufgrund einer restriktiven EU- und Bundespolitik immer schwerer ge-

worden ist, dieses Recht in Anspruch nehmen zu können. Hier ist Solidarität, nicht Ablehnung gefragt. Menschen, die die Gefahren und Entbehrungen einer Flucht auf sich genommen haben, verdienen Respekt, eine menschenwürdige Behandlung und eine faire Chance. Begegnungen helfen, Vorurteile und gegenseitige Unsicherheit abzubauen und stärken das Vertrauen beider Seiten. Wir alle können selbst aktiv werden, andere Perspektiven kennen lernen und die soziale Isolation vieler Asylsuchender verringern.

Ein Flüchtlingskind freut sich an einem heißen Sommertag über die Wasserdusche der Feuerwehr. „Flammenwerfer wäre da die bessere Lösung“, ließ ein KfZ-Techniker-Lehrling seinem Hass auf der Facebook-Seite eines Radiosenders freien Lauf.



Foto: Martin Peneder I FF-Feldkirchen



Jule Rühl

Mitglied des Gerede e.V.

„Ich habe mich in meinem Leben ausschließlich in Frauen verliebt und war mit Frauen zusammen.“

Mich stört sehr, dass bei fast allen Menschen und insbesondere in der Bundespolitik immer noch die Überzeugung von der „bipolaren Heteronorm“ vorherrscht. Das heißt, es gäbe nur zwei eindeutig abgrenzbare Geschlechter (Mann und Frau), die sich jeweils aufgrund ihrer Gegensätzlichkeit anziehen. Alle Menschen, die von dieser Vorstellung abweichend leben, werden als nicht normal wahrgenommen und benachteiligt.

Diese Konstruktion von „normal“ und „abnormal“ ist das

große Problem. Menschen müssen sich als „nicht normal“ outen.

Genau diese Form der Diskriminierung finde ich auch persönlich am schlimmsten, da sie gar nicht als solche wahrgenommen wird. Zum Beispiel gehen fast alle Leute davon aus, ich müsste mich, um normal zu sein, in Männer verlieben. Oder Frau Merkel, die der Meinung ist, meine Partnerinnenschaft wäre weniger wert und verdient es nicht, gleichberechtigt zu sein oder der sächsische Landesbischof Carsten Rentzsch, der sich anmaßt zu behaupten, homosexuelle Pfarrer_innen (und Menschen allgemein) widersprüchen dem Willen Gottes. Diese Ignoranz ist schmerzhafter als dumme Kommentare auf der Straße.

Warum können wir nicht einfach alle Menschen sein, die sich in Menschen verlieben und (wenn sie wollen) mit Menschen schlafen?

Genau das versuche ich, mit meinem Engagement beim Gerede e.V. zu vermitteln.“

„Bist du ein Mann oder eine Frau?“ – „Nein.“

Menschen neigen dazu, andere Menschen in Schubladen zu packen. In diese Schubladen passen Menschen, die sich als heterosexuell verstehen und sich eindeutig als Frau oder Mann identifizieren. In diese Schubladen passen aber alle anderen Menschen nicht, also schwule, lesbische und bisexuelle, intersexuelle, transgender, transsexuelle und queere Menschen.

Die gesellschaftliche und soziale Realität ist vielfältig und doch werden Menschen, deren sexuelle Orientierung, eigene Geschlechtsidentität oder körperliche Geschlechtsvariationen nicht der sogenannten Mehrheitsgesellschaft entsprechen, noch immer diskriminiert. Diese Art der Diskriminierung wird Heterosexismus genannt. Heterosexualität und die Idee, dass es nur zwei eindeutige Geschlechter gibt, gelten hier als soziale „Normalität“. Alles andere wird als Randerscheinung betrachtet.

Die Erscheinungsformen von Heterosexismus sind sehr vielfältig und finden sich auf allen gesellschaftlichen Ebenen: in der Familie und den Bildungseinrichtungen, in den Kirchen und den Medien...

- **Übergriffigkeit!** Homo- und transsexuelle Menschen erfahren in ihrem Alltag immer wieder Übergriffe, die heterosexuellen Menschen erspart bleiben. So werden sie angestarrt, wenn sie mit ihrer_ihrem Partner_in Hand in Hand durch die Stadt gehen oder beide sich öffentlich küssen.

Ihnen werden immer wieder Fragen nach ihrer Sexualität gestellt und immer wieder werden Homo- und Transsexualität als widernatürlich und krankhaft bezeichnet.

- **Beschimpfungen und Gewalt!** Homo- und transsexuelle Menschen sind immer wieder von Beschimpfungen und körperlicher Gewalt betroffen – auf der Straße, in öffentlichen Verkehrsmitteln oder ihrer Nachbarschaft.
- **Outing und Ausgrenzung!** Viele Menschen haben Angst, sich als homo- oder transsexuell zu outen – und das in unterschiedlichsten Lebensphasen. Jugendliche haben Angst vor den Reaktionen ihrer Familie und der Schule. Später ist es der Arbeitsplatz. Witze, Sprüche, Tuscheleien, Belästigung, Mobbing oder sozialer Ausschluss sind Teil der Erfahrungen homo- und transsexueller Menschen. Bestürzend ist, dass die Suizidrate bei homosexuellen Jugendlichen deutlich höher ist als allgemein bei Jugendlichen. Im Bereich des Männerfußballs vermeiden Spieler ein Coming Out aus Angst vor Ausgrenzung und Mobbing. Auch in bestimmten religiösen Kreisen wird gelebte Homo- und Transsexualität abgelehnt. Hinzu kommt, dass viele meinen, dass Homosexuelle keine Kinder aufziehen könnten bzw. sollten.
- **Rechtliche Benachteiligung!** Homosexuellen Menschen ist es noch immer nicht erlaubt, einander zu heiraten. Zwar können sie eine Eingetragene Lebenspartnerschaft eingehen, doch ist diese der Ehe nicht in allen rechtlichen Bereichen gleichgesetzt. So können Lebenspartner_innen nicht gemeinsam ein Kind adoptieren, sondern nur nacheinander – dies jedoch erst seit einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts 2013.
- **Mediale Darstellung!** In den Medien ist Heterosexismus

enorm verbreitet. Homo-, Trans- oder Intersexualität spielen kaum eine Rolle und wenn, dann vor allem durch die Darstellung von Klischees, die mit dem Leben schwuler, lesbischer und bisexueller, intersexueller, transgender, transsexueller und queerer Menschen kaum etwas zu tun haben. Auf der einen Seite gibt es also eine große mediale Ignoranz dieser Lebensweisen und auf der anderen Seite oft ein Lächerlichmachen.

- **Schimpfwort!** „Schwuchtel“ und „schwul“ sind Begriffe, die häufig als Schimpfwörter benutzt werden – und dies nicht nur auf Schulhöfen. Ziel ist dabei meist, die eigene Männlichkeit aufzuwerten und sich von eher als feminin identifizierten Verhaltensweisen abzugrenzen. Nicht immer ist damit eine homofeindliche Absicht verbunden; die Wirkung ist es allerdings.

Wir nehmen unsere Gesellschaft meist als offen wahr und doch ist sie es nicht. Zu eng sind die Grenzen, was als „normal“ gilt. Heterosexismus ist überall präsent und wird selten reflektiert. Doch es gibt nicht nur das biologische Geschlecht des Mannes oder der Frau, sondern soziale Varianten dazwischen. Es gibt nicht nur die Mutter-Vater-Kind-Familie, sondern auch zwei Mamas oder zwei Papas oder zwei Mamas und ein Papa oder...

„Ich hoffe, dass ich Mut machen kann.“

Den Mut zum eigenen Coming Out fand Thomas Hitzelberger erst nach Beendigung seiner aktiven Karriere. Als der erste männliche deutsche Profi-Fußballer bekannte er sich im Januar 2014 öffentlich zu seiner Homosexualität. Erwogen hatte er dies bereits während seiner aktiven Spielzeit, doch letztendlich vertraute er nicht auf die Aufgeklärtheit der Gesellschaft. Andere aktive Fußballspieler haben andere Erfahrungen gemacht. Das zeigt der Fall von Marcus Urban, der seine Karriere beim Zweitligisten Rot-Weiß Erfurt Ende der 1990er Jahre beendete, weil er den Druck, sich zu verstecken, nicht mehr aushielt.



Khaldun Al Saadi

Mitglied der *Jungen Islam Konferenz*, Referent und Autor zu den Themen Islam, Migration, Radikalisierung

„Als gebürtiger Sachse mit jemenitischen Wurzeln ist Dresden derzeit eine Stadt höchster Ambivalenz. Sie ist auf der einen Seite Heimat, weil Familie und Freunde vor Ort sind und sich zahlreiche Menschen dafür engagieren, dass sich Dazugekommene nicht mehr fremd fühlen müssen. Sie ist mir aber auch fremd, wenn ich tausende Menschen marschieren sehe, die in einem

ideologischen Korsett gefangen sind, das Wut und Hass gegenüber Menschen auf der Flucht vor Krieg und Elend zur Folge hat.

Muslim zu sein, bedeutet für mich, einen normativen Rahmen zu besitzen, der eine vielfältige Gesellschaft als Bereicherung sieht. Religion ist aber nur eine Prämisse meiner Person und meines Wirkens. Ziel meiner Anstrengungen ist schließlich, gesellschaftliche Herausforderungen in Sachsen konstruktiv zu begleiten und zu einem positiven Ergebnis für alle gesellschaftlichen Akteure zu bringen, die sich einem humanistischen Wertekonsens verbunden fühlen. Für Sachsen wünsche ich mir deshalb, dass wir verinnerlichen, dass jeder Mensch das Potential besitzt, dieses Bundesland positiv zu gestalten. Die Frage des „Wie?“ sollte dann diskursiv im Vordergrund stehen.“

„Aber der Islam gehört inzwischen auch zu Deutschland.“

Dieser Satz, den der damalige Bundespräsident Christian Wulff am 3. Oktober 2010 aussprach, zog eine heftige gesellschaftliche Debatte nach sich. Vor einiger Zeit widersprach Ministerpräsident Stanislaw Tillich der Aussage Wulffs, in dem er betonte, der Islam gehöre nicht zu Sachsen.

Die Aufregung über solch eine lapidare Feststellung Wulffs sollte in einem Land, in dem mittlerweile 4 Millionen Menschen muslimischen Glaubens leben und Religionsfreiheit verbrieftes Grundrecht ist, verwundern. Doch die Empörung spiegelt die Haltung der sogenannten Mehrheitsgesellschaft gegenüber der größten(!) religiösen Minderheit in Deutschland wider. Keiner anderen gesellschaftlichen Gruppe wird eine derartige Feindlichkeit entgegengebracht wie den Muslima und Muslimen.

Vielfach wird als Muslime identifizierten Menschen pauschal Rückständigkeit, Integrationsunwilligkeit bzw. -unfähigkeit oder gar terroristische Bestrebungen unterstellt und somit die Vereinbarkeit des Islams mit den Grundsätzen westlicher Gesellschaften infrage gestellt. Die oft als Religionskritik etikettierten rassistischen Zuschreibungen zielen auf Menschen; ihnen werden negative Eigenschaften zugeschrieben, die sie als „anders“, „fremd“ und „gefährlich“ stigmatisieren – um Angst zu schüren. Allerdings geht es meist gar nicht darum, ob die Gemeinden

tatsächlich Muslime bzw. Muslima sind. Menschen mit einer tatsächlichen oder vermeintlichen türkischen, persischen oder arabischen Herkunft werden zu einer homogenen Gruppe konstruiert, die scheinbar der muslimische Glaube eint. Damit wird jede Individualität gelöscht. Es wird von dem Islam gesprochen – obwohl es den Islam gar nicht gibt. Vielmehr ist der Islam durch verschiedene Glaubensrichtungen geprägt und so unterschiedlich diese muslimischen Glaubensrichtungen sind, so unterschiedlich sind auch Muslima und Muslime. Gleichzeitig sind nicht alle Menschen, denen der muslimische Glaube zugeschrieben wird, tatsächlich muslimisch. Deshalb spricht man besser vom antimuslimischen Rassismus.

Antimuslimischer Rassismus ist in allen Teilen der Gesellschaft verbreitet. Frauen, die ein Kopftuch tragen, müssen sich immer wieder dafür rechtfertigen, werden häufig, wie auch allgemein Menschen mit einem türkischen, arabischen oder persischen Nachnamen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt diskriminiert. Beschimpfungen und Bedrohungen erleben viele als Muslime wahrgenommene Menschen regelmäßig. Dabei bleibt es aber nicht, sondern es kommt immer wieder auch zu Schändungen von Moscheen und zu antiislamischen Demonstrationen gegen ihren Neubau sowie zu Gewalt wie dem Mord an Marwa El-Sherbini 2009 in Dresden. Dort erhielten die islamfeindlichen sogenannten „Pegida“-Demonstrationen großen Zulauf. Die aggressive Stimmung rund um die Demonstrationen versetzen viele Migrant_innen in Angst. Immer wieder kommt es zu Gewalt gegen Andersdenkende und Journalist_innen, aber auch gegen Unbeteiligte.

Es geht auch anders.

Auch wenn antimuslimischer Rassismus erstarkt – es gibt sie, die Menschen, die sich für demokratische Werte wie Religionsfreiheit und eine pluralistische Gesellschaft einsetzen. Menschen, für die der Bau einer Moschee so selbstverständlich ist wie der einer Kirche oder eines Kulturhauses.

Leipzig sagt Ja!

... zum Bau der Moschee. Unter diesem Motto sammelte eine engagierte Leipziger Initiative als Reaktion auf Anti-Moschee-Aktivitäten in Leipzig Gohlis Unterschriften. „Wir sind der Meinung, dass es im Europa des 21. Jahrhunderts keinen plausiblen Grund gibt, einer Glaubensgemeinschaft ihre Gebetsräume zu verbieten“, heißt es im Text ihrer Petition und weiter: „Werden Sie zum Ja-Sager!“

Diesem Aufruf folgten nahezu 6.000 Menschen, unter ihnen auch Pfarrer Leipziger evangelischer Kirchen wie der Thomaskirche oder der Friedenskirche in Gohlis.

1001 Moschee

... ist eine kreative Mitmach-Aktion von zwei Künstlerinnen aus Leipzig. Sie haben eine Fotoaktion ins Leben gerufen, in deren Mittelpunkt eine kleine rosa Plastikuhr in Form einer Moschee steht. Mit dem Bild dieser Moschee-Uhr – ausgedruckt, ausgeschnitten, an einem selbst gewählten Platz fotografiert und zurück gesendet – können Menschen ein ganz persönliches Statement gegen die rassistische Stimmungsmache gegen den Moscheebau und für „Leipziger Vielfalt“ setzen.





Katja Urbatsch

Gründerin und
Geschäftsführerin
von ArbeiterKind.de

*„Mein Bruder und ich sind die ersten in meiner Familie, die studiert haben. Um meine eigenen Erfahrungen weiterzugeben und andere zu ermutigen, als erste in ihrer Familie zu studieren, habe ich die Organisation **ArbeiterKind.de** gegründet. Wir bieten ein Internetportal mit Informationen zum Studium und ein Netzwerk von 6.000 Ehrenamtlichen, die sich in 75 lokalen **Arbeiter-***

Kind.de-Gruppen in ganz Deutschland engagieren und Unterstützung anbieten. Sie sind meist selbst die ersten in ihren Familien, die ein Studium aufgenommen haben und können mit ihrem Wissen und Erfahrungen Schülerinnen und Schülern Vorbild und Unterstützer sein. Das ist wichtig, denn in Deutschland hängen die Bildungschancen eines Kindes stark von der sozialen Herkunft ab. Die Wahrscheinlichkeit, ob ein Kind studieren wird, lässt sich am Bildungsstand der Eltern ablesen: von 100 Akademikerkindern nehmen 77 ein Hochschulstudium auf und von 100 Kindern nichtakademischer Herkunft studieren lediglich 23.“

Eine Frage der Klasse?!

Alle Menschen werden mit den gleichen Chancen geboren – diese Aussage ist ein Mythos. Denn gleiche Chancen setzen gleiche materielle Ressourcen und damit gleiche Möglichkeiten voraus. Diese gleichen Voraussetzungen gibt es aber nicht. Entscheidend ist der sozioökonomische Hintergrund von Menschen – er ermöglicht gesellschaftliche Privilegien und Machtpositionen oder verwehrt sie.

Menschen, die der Arbeiter_innen- oder Armutsklasse angehören, sind gesellschaftlich benachteiligt: Aufgrund ihrer geringen finanziellen Mittel haben sie kaum Möglichkeiten, gleichberechtigt mit Menschen aus höheren sozialen Klassen an der Gesellschaft teilzuhaben und politische Prozesse zu mitzubestimmen. Sie sind in der Gestaltung ihres Lebens aufgrund finanzieller Zwänge eingeschränkt und werden aufgrund ihres Auftretens und Verhaltens stigmatisiert.

Der Begriff, der diese Form der Diskriminierung beschreibt, heißt Klassismus. Klassismus bedeutet, dass Menschen aufgrund ihres sozialen Status innerhalb der Gesellschaft abgewertet und diskriminiert werden. Diese Diskriminierung reicht bis in alle Bereiche des Lebens hinein.

- **Bildungsklassismus:** Kinder und Jugendliche werden in der Schule sehr früh getrennt. Die sogenannten Schullaufbahneempfehlungen in der Grundschule haben Einfluss auf die weiterführende Schulkarriere sowie auf die Entwicklung des Lebens danach. Studien zeigen, dass vor allem Kinder aus einem

nicht-akademischen Elternhaus die Empfehlung bekommen, eine Haupt-, Real- bzw. Oberschule zu besuchen, obwohl die Eignung für das Gymnasium vorliegt. Während sich Akademiker-Eltern gegen eine benachteiligende Schullaufbahnempfehlung wehren, ergeben sich Nicht-Akademikereltern meist dieser – u.a. weil sie sich machtlos fühlen. Auch nehmen Nicht-Akademikerkinder trotz Abitur seltener ein Hochschulstudium auf – u.a. wegen der finanziellen Herausforderungen und der nicht-akademischen Tradition der Familie.

- **Ausbeutung:** Etwa ein Viertel aller Menschen in der Bundesrepublik, die Arbeitslosengeld II beziehen, sind erwerbstätig. Ihr Gehalt ist also so gering, dass sie, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, staatliche Unterstützung brauchen. Daneben gibt es etliche Menschen, die ebenfalls im Niedriglohnsektor tätig sind und an der Grenze des Existenzminimums leben. Das heißt, viele Menschen arbeiten und sind trotzdem arm. Dies schränkt ihre Teilhabemöglichkeiten massiv ein. Dagegen haben Menschen der höheren Klassen prestigereichere Jobs, mit denen sie die Gesellschaft beeinflussen und ihre Interessen durchsetzen können.
- **Kulturelle Abwertung:** Ein bestimmter Kleidungsstil, eine bestimmte Musikrichtung oder auch Sprache: Das sind kulturelle Werkzeuge, die Aufschluss über den sozialen Status einer Person geben und mit deren Hilfe Menschen ausgeschlossen werden. Es gibt zahlreiche Beispiele der kulturellen Abwertung. So führt der Gebrauch von akademischer Sprache dazu, dass Menschen, die diese Sprache nicht beherrschen, an gesellschaftlichen Debatten kaum teilhaben können. RAP/HipHop als Musikstil, der eher Teil der „unteren“ Klasse ist, wird als Kulturvolle abgesprochen.

- **Stigmatisierung Langzeitarbeitsloser:** Langzeitarbeitslosen Menschen wird oft Faulheit unterstellt sowie eine fehlende Eigenmotivation, an ihrer Situation etwas zu ändern. Ihnen wird vorgeworfen, den Sozialstaat auszunutzen. Dabei wird oft das sehr zynische Bild der „sozialen Hängematte“ bemüht. Dieses Bild suggeriert, dass sich langzeitarbeitslose Menschen auf Kosten der Gesellschaft ein schönes Leben machen – nach politisch und gesellschaftlich bedingten Ursachen für die Langzeitarbeitslosigkeit sowie die persönlichen und sozialen Folgen wird nicht gefragt.
- **Gewalt gegen Mittellose und Obdachlose:** Der Begriff des Panners wird häufig als Beschimpfung gebraucht und verdeutlicht die Abwertung von Obdachlosen innerhalb der Gesellschaft. Sie sind Teil der Gesellschaft und doch gehören sie nicht dazu. Armut, die im öffentlichen Raum sichtbar ist, wird von vielen Menschen als störend empfunden. So werden um Unterstützung bittende mittellose Menschen und Obdachlose von Sicherheitsdiensten aus Fußgängerzonen, Bahnhöfen und Einkaufspassagen vertrieben – mit Billigung eines großen Teils der Bevölkerung. Oft sind Obdachlose und andere marginalisierte Personen Ziel von Beschimpfungen und gewalttätigen Übergriffen. Immer wieder werden dabei auch Menschen getötet.

Beim Klassismus wird deutlich, dass Menschen der Arbeiter_innen- und Armutsklasse unterstellt wird, selbst schuld an ihrer Lebenssituation zu sein. Die sozialen Unterschiede werden dabei als gegeben und damit als unveränderbar angesehen. Problematisch ist, dass diese Form der Diskriminierung kaum gesellschaftliche Beachtung findet.



Anka

Mitglied bei e*vibes

„Feminismus ist grundlegende Gesellschaftskritik. Feminismus ist für mich eine Idee, die mir hilft, mit vielem um mich herum und mit mir selbst klar zu kommen. Es ist für mich der Punkt, an dem Sachen zusammenlaufen und sich verstehen lassen. Unsicherheiten, Ängste, Wut, Verwirrung sind Gefühle, die für mich oft (das kommt wohl auf den Kontext an) etwas mit Sozialisation zu tun haben. Eine Vorstellung davon, wie wir uns in dieser Gesellschaft bewegen und bewegen lassen, hat immer viel mit der Analyse von Geschlecht (oder Geschlech-

tern), so wie es (sie) aktuell und spezifisch geprägt wird (werden), zu tun.

Ein Verständnis dieser Sozialisation, eine Ahnung von Rollen und Machtverhältnissen ist für mich die Grundvoraussetzung persönlicher Reflexion und an manchen Punkten entsteht daraus persönliche Freiheit... Freiheit dann, wenn der Schritt über das Betrachten hinaus geht. Freiheit im Einzelnen, wenn ich Punkte finde, an denen ich mit meiner Kritik ansetzen kann, an denen diese Kritik praktisch wird. Freiheit auch, wenn ich es schaffe, mit Rollen und Vorstellungen zu spielen, diese aufzulösen, manchmal sogar damit zu brechen. Auch Freiheit durch Verstehen.

Manches ist nur sehr schwer greifbar und damit auch schwer angreifbar. Auch deshalb bin ich froh, dass ich weiß, da sind Menschen, mit denen ich das teilen kann. Mit denen ich kritisieren kann. Mit denen ich zufrieden, traurig, wütend, ratlos und oft voller Kraft sein kann.“

„... wie ein Mädchen!“

Auf Frauen bezogene Vorurteile sind weit verbreitet und werden meist eher belächelt als problematisiert. Diejenigen, die diese Vorurteile pflegen, gelten als witzig, während diejenigen, die sich daran stören, als verbiestert und humorlos verstanden werden. Mit diesen Vorurteilen sind aber Ungerechtigkeiten verbunden, durch die in der Regel besonders Frauen diskriminiert werden.

Die auf das Geschlecht (lat. *sexus*) bezogene Diskriminierung wird als Sexismus bezeichnet. Basis dieser Diskriminierung ist die Vorstellung, dass Frauen und Männer nicht gleich sind und mit dieser Ungleichheit eine Ungleichwertigkeit der Geschlechter begründet wird. Aufgrund scheinbar biologischer Fakten werden Frauen und Männern unterschiedliche Eigenschaften, Fähigkeiten und Rollen zugeschrieben. Das hat zur Folge, dass Frauen im Durchschnitt hinsichtlich gesellschaftlicher Macht und gesellschaftlichen Einflusses, Einkommens und Zugangschancen noch immer im Vergleich zu Männern benachteiligt sind – obwohl Frauen und Männer heute formell weitgehend gleichberechtigt sind.

Charakteristisch für den modernen Sexismus ist, dass die Diskriminierung von Frauen bewusst oder unbewusst geleugnet wird. Sexismus ist aber kein Phänomen der Vergangenheit. Dass Diskriminierung aufgrund des Geschlechts Teil des Alltags von Frauen ist, zeigen zahlreiche Beispiele.

- **Konstruktion „typischer“ Verhaltensweisen!** Es existieren viele stereotype Vorstellungen und Klischees darüber, wie Frauen und Männer sind bzw. zu sein haben. Der Grundstein für diese Rollenzuschreibungen wird schon in der Kindheit gelegt. So gibt es Erwartungen, wie „angemessenes“ Verhalten von Mädchen und Jungen aussehen und mit welchem Spielzeug sie spielen sollten. Diese Erwartungen prägen die Entwicklung der Kinder bis ins Erwachsenenalter und beeinflussen die spätere Gestaltung des eigenen Lebens.
- **Benachteiligung in der Familie!** Die Erziehung und Betreuung von Kindern sowie die Pflege älterer oder kranker Familienangehöriger wird größtenteils trotz aller Emanzipationsentwicklungen noch immer vor allem von Frauen geleistet. Einige tun dies parallel zu ihrer beruflichen Tätigkeit und sind meist durch Stress und Erschöpfung aufgrund der Doppelbelastung geprägt. Andere geben zumindest zeitweise ihren Beruf auf oder arbeiten in Teilzeit. Während Frauen unbezahlte Familienarbeit leisten, arbeiten die Männer an ihren Karrieren und ihren Rentenbeiträgen. Die Familien- und Steuerpolitik fördert die traditionelle Rollenaufteilung – u.a. durch das Ehegattensplitting oder die kostenfreie Mitversicherung in der Krankenversicherung.
- **Werbung!** Print- und TV- bzw. Kinowerbungen stellen Frauen oft ohne Zusammenhang mit dem zu bewerbenden Produkt in sexualisierter Weise dar, reduzieren sie auf ihren Körper und machen sie zu Objekten. Oft werden auch Klischeevorstellungen bemüht. So entstehen Bilder, die einseitig und/oder abwertend sind wie das Bild der glücklichen Hausfrau und Mutter oder das der technisch Unbegabten.

- **Mediale Darstellung von Frauen und Männern!** Studien zeigen, dass Frauen und Mädchen in fiktionalen und nonfiktionalen Formaten noch immer unterrepräsentiert sind, selten als aktiv Handelnde und häufig in relativ eng definierten Rollen dargestellt werden. Die Themen sind auf wenige beschränkt, während reale Herausforderungen, die Frauen tagtäglich zu stämmen haben, eher selten vorkommen.
- **Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt!** Die Lücke zwischen der Entlohnung von Frauen und Männern beträgt 22% – das ergibt der einfache Vergleich zwischen den Bruttolöhnen von Frauen und Männern. Diese Lohnlücke wird als Gender Pay Gap bezeichnet und für diese gibt es einige Gründe. So arbeiten Frauen eher in schlechter bezahlten Bereichen, öfter in Teilzeit sowie seltener in Führungspositionen. Auch die familienbedingte Berufsunterbrechung ist ein Grund dafür. Wird dies alles ausgeklammert, also wird der Lohn von Frauen und Männern in vergleichbaren Tätigkeiten und Qualifikationen verglichen, bleibt trotzdem eine Lohnlücke von 7%. Und diese Lücke kann nicht erklärt werden.
- **Sexualisierte Äußerungen und Handlungen!** Sexistisches Denken kann auch in sexualisierte Äußerungen und Handlungen münden. Viele Frauen erleben in ihrem Alltag sexistische Bemerkungen und Übergriffe – in allen Bereichen des Lebens: ob auf der Straße, im Arbeitsleben, im Freundes- oder Familienkreis. Persönliche Grenzen werden dabei überschritten.

Sexismus kann sich deutlicher oder versteckter, feindlich oder wohlwollend zeigen. Er kann beabsichtigt, aber auch ohne Absicht sein. Was zählt, ist das Ergebnis.



*Zemichal Teweld,
Salih Omer,
Meron Fitsum*

*„Wir Eritreer*innen fliehen vor der menschenverachtenden Diktatur in unserem Land. Wir sind nach Deutschland gekommen, um Asyl zu beantragen. Wir sind davon ausgegangen, dass hier die Menschenrechte geachtet und alle Menschen gleich behandelt werden. Wir hatten gehofft, auf eine offene, tolerante Gesellschaft*

zu treffen. Jedoch sind wir tief enttäuscht, dass wir hier aufgrund unserer Hautfarbe und Herkunft diskriminiert werden. Egal welche Hautfarbe – wir sind alle Menschen!

*Wir wünschen uns, dass diese Diskriminierungen aufhören und wir alle gemeinsam in Frieden leben können. Niemand wird als Rassist*in geboren – die Gesellschaft erzieht sie.“*

Rassen gibt es nicht – aber Rassismus

Dass es Unsinn ist, die Menschheit in Rassen mit spezifischen Eigenschaften zu unterteilen, ist seit langem wissenschaftlich bewiesen: Es ist unmöglich, Menschen anhand bestimmter gemeinsamer körperlicher Merkmale gleiche Eigenschaften zuzuschreiben. Und schon gar nicht lässt sich aus Unterschieden im Aussehen, in der Sprache, in religiösen Überzeugungen oder kulturellen Praktiken eine Überlegenheit oder Minderwertigkeit ableiten. Aber genau das passiert in unserer Gesellschaft tagtäglich, auf allen Ebenen, mal massiv und gewaltvoll, mal subtil, scheinbar „harmlos“ und „gut gemeint“.

Obwohl „Rassen“ objektiv nicht existieren, gibt es sie aber als „soziale Konstruktion“. Diese Konstruktion dient der Aufwertung der eigenen Person bzw. der eigenen Gruppe, indem die „Anderen“ abgewertet werden. Das hat für die, die nicht zum „Wir“ gehören, Konsequenzen. In Deutschland existiert eine weit verbreitete Vorstellung darüber, wie ein_e „normale_r“ Deutsche_r aussieht, wer also zum „Wir“ gehört und damit von Geburt an und ganz selbstverständlich Privilegien genießt. Wenn eine Person von dieser Normalitätsvorstellung abweicht, wird ihr die selbstverständliche Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft oftmals abgesprochen.

Rassismus wird meist erst in Fällen von massiver Gewalt thematisiert. Doch Rassismus beginnt schon viel eher. Er zieht sich durch alle Bereiche unserer Gesellschaft. Doch nicht immer ist

den Menschen der rassistische Gehalt ihrer Worte, Gedanken, Handlungen oder Bilder bewusst – die Wirkung ist dieselbe. So heißt es treffend: „Rassistisch motivierte Straftaten sind nicht der Anfang einer Kette, sondern ihr oftmals fatales Ende.“

- ***Institutioneller Rassismus!*** Von institutionellem Rassismus spricht man, wenn Institutionen u.a. im Bildungssystem, auf dem Arbeits- oder Wohnungsmarkt Menschen aus rassistischen Gründen ausgrenzen, wenn also bei der Vergabe von Stellen oder Wohnungen und dem Zugang zu Bildungseinrichtungen die Hautfarbe entscheidend ist. Ebenfalls unter den Begriff des institutionellen Rassismus fällt das Racial Profiling. Hier werden polizeiliche Maßnahmen wie Personenkontrollen und Ermittlungen nicht aufgrund des Verhaltens einer Person oder von Beweisen durchgeführt, sondern lediglich aufgrund der Hautfarbe oder der angenommenen Religionszugehörigkeit. Auch die Bagatellisierung bzw. Nicht-Beachtung rassistischer Motivationen bei Straftaten gehört zum institutionellen Rassismus. So wurden die NSU-Morde zunächst nicht als rassistische Taten Rechtsextremer verstanden, sondern als Taten innerhalb der organisierten Kriminalität mit Verbindung in die Türkei. Abwertend wurden sie als sogenannte „Döner-Morde“ bezeichnet.
- ***Symbolischer Ausschluss!*** Fragen wie „Woher kommst du?“ oder Kommentare wie „Du sprichst aber gut Deutsch“ sind meist nett gemeint. Doch zeigen sie weniger Interesse oder Anerkennung, sondern eher die Vorstellung, wer hierher gehört und wer nicht.

- **Mediale Darstellung von People of Color!** People of Color sind in den verschiedensten Medien selten repräsentiert. Sind sie es doch, werden meist Stereotype festgeschrieben. So werden People of Color einerseits als „exotisch anders“ dargestellt, vor allem in der Werbung, in Filmen und Kinderbüchern. Andererseits wird People of Color häufig die Rolle als Opfer und Empfänger_innen von Hilfe und Unterstützung zugeschrieben, selten werden sie aber als Expert_innen gezeigt. Hinzu kommt, dass Ausgrenzung und Diskriminierung kaum thematisiert werden.
- **Gewalt!** People of Color erfahren auf unterschiedliche Weise Gewalt: durch Begriffe wie das N-Wort, durch Blicke, Gesten und Kommentare, aber auch durch körperliche Übergriffe. Die feministische Soziologin Collette Guillaumin meint: „Rassen gibt es nicht und doch töten sie.“ Nahezu jährlich werden Menschen aus rassistischer Motivation getötet.

Der Begriff „Rassismus“ wird oft umgangen, obwohl er präzise auf den jeweiligen rassistischen Zusammenhang zutrifft. Meist wird auf weniger drastisch klingende Begriffe wie Fremdenfeindlichkeit oder Ausländerfeindlichkeit zurückgegriffen. Aber einerseits sind die Betroffenen oft gar keine „Fremden“, sondern Menschen, die schon lange hier leben oder bereits hier geboren sind. Und andererseits ist nicht jede_r Ausländer_in (z.B. ein weißer Österreicher in Deutschland) von Rassismus betroffen. Also auch der Gebrauch dieser Begriffe grenzt Menschen aus bzw. bagatellisiert.

19.1.2013

Liebe Redaktion.

Sie haben Glück, dass ich zumindestens diesen Brief in Schönschrift schreibe, denn ich bin sehr Sauer auf Sie. Warum sollte es nicht verboten werden, In Kinderbüchern Neger! zu schreiben? Man muss sich auch mal in andere Menschen hineinversetzn. Mein Vater ist nämlich Senegalese und ist sehr dunkelbraun, und ich bin Milchkaffee-Braun. Stellen sie sich mal vor, sie wären Deutsch-Afrikaner, und leben in Deutschland. Sie sind Zeitungsleser und kaufen nichtsahnend „Die Zeit“ vom 17. Januar 2013. Da stoßen sie plötzlich auf den Artikel „Die kleine Hexenjagd“. Dort steht dann, dass das Wort Neger! aus den Kinderbüchern gestrichen werden soll, und das dass angeblich die Kinderbücher verrotten soll. Ich finde es total scheiße dass das Wort in Kinderbüchern bleiben soll wenn es gar euch geht. Ihr könnt euch nicht vorstellen wie sich das für mich anfühlt wenn ich das Wort lesen oder Hören muss. Es ist einfach nur sehr sehr schrecklich. Mein Vater ist kein Neger! und ich auch nicht. Das selbe gilt für alle anderen Afrikaner! So. Das war meine Meinung. Das Wort soll aus den Kinderbüchern gestrichen werden.

Eure:

Jshema Kane 9 1/2 Jahre

P.S. Ihr könnt mir gerne einen Antwortbrief schicken!





Ishema Kane lebt mit ihrer Mutter in Frankfurt am Main. Ihr Vater ist Senegalese. In einem Brief erklärt die Neunjährige der Wochenzeitung „Die ZEIT“, warum diskriminierende Sprache verletzend ist. Die Zeitung hatte zuvor einen Artikel veröffentlicht, der den Plan eines Verlages kritisiert, bei den eigenen Neuauflagen von Kinderbüchern diskriminierende Beschreibungen zu ersetzen (wie das N-Wort in dem Buch „Die kleine Hexe“). Der Autor des Artikels sprach bezogen auf diese Pläne unter anderem von „Zensur“. Seine Argumentation fand großen Zuspruch und löste eine breite Debatte aus. Stimmen wie die von Ishema Kane wurden dabei wenig ernst genommen.

Es geht auch anders!

Von Diskriminierung Betroffenen zuhören!

Wenn Betroffene von ihren Diskriminierungserfahrungen sprechen, zeigt das Gegenüber häufig einen Abwehrreflex bzw. den Versuch, diese Erfahrungen herunter zu spielen: „Das war doch nicht so gemeint.“ Doch müssen Betroffene gehört und ernst genommen werden - im persönlichen Gespräch, aber auch in öffentlichen Diskussionen. Das erfordert Offenheit und es erfordert, dass sich das Gegenüber zurücknimmt und die betroffene Person sprechen lässt.

Sich seiner eigenen Vorurteile bewusst sein!

Jede_r hat Vorurteile. Sich die Basis von Vorurteilen und Diskriminierung bewusst zu machen, ist dabei der erste Schritt, sie abzubauen. Vorurteile basieren auf der Vorstellung, dass nicht alle Menschen gleich sind, dass es ein Oben und Unten in der Gesellschaft gibt oder ein Dazugehören und ein Nicht-Dazugehören, ein Wir und ein Die und viele Etiketten. Also ist es wichtig, seine eigenen Gedanken und Vor-Urteile gegenüber Menschen und gesellschaftliche Gruppen immer wieder zu hinterfragen.

Einmischen statt Wegschauen!

Im Freundes- und Familienkreis, am Arbeitsplatz, in der Schulklasse oder beim Sport - Vorurteile und Diskriminierung müssen benannt werden. Wegschauen aus falsch verstandener Höflichkeit, aus Unsicherheit oder Angst hilft weder den Betroffenen noch sonst irgendwem. Stopp zu sagen, ist oft einfacher als man denkt – manchmal reicht auch ein „Das sehe ich anders.“.

Vielen ist das Diskriminierende in ihren Worten oder Taten nicht bewusst und gleichzeitig sind viele offen, sich mit neuen und anderen Sichtweisen und Positionen zu beschäftigen.

Position beziehen!

In Bezug auf Diskriminierung gibt es keine Neutralität. Gerade Sozialarbeiter_innen, Erzieher_innen, Lehrer_innen und andere Bildner_innen müssen Haltung zeigen, ohne das Vertrauensverhältnis zu gefährden oder die Beziehung zu zerstören. Demokratie braucht diese Haltungen. Nur im respektvollen Streit entwickeln wir uns weiter und ändern unseren Standpunkt – vielleicht.

Worte haben Macht!

Worte können verletzen und herabsetzen. Sie können Bilder produzieren, die Bedrohung verursachen und Ängste vergrößern. Meist haben diese Bilder wenig mit der Realität zu tun. Deswegen ist es wichtig, sie zu hinterfragen und auf den unangemessenen Gebrauch bestimmter Begriffe aufmerksam zu machen. Nur weil ein Wort nicht negativ gemeint ist, heißt es nicht, dass es nicht negativ ist und verletzt.

Begegnung und Kontakt!

Begegnungen helfen, Vorurteile und gegenseitige Unsicherheit abzubauen. Wenn wir positive Erfahrungen mit Menschen machen, die wir vorher als „anders“ wahrgenommen haben, sind dieselben Menschen mit einem Mal normal. So können wir mit Vorurteilen brechen und die eigene Lebenswelt wird etwas größer, bunter und interessanter.

Impressum

Weiterdenken - Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen e.V.

Kraftwerk Mitte 9 A / 01067 Dresden

www.weiterdenken.de

Vi.S.P.: Stefan Schönfelder

Autor_innen

Kathrin Bastet, Katrin Holinski und Peter Streubel

Fotos

Susanne Keichel

Übersetzung Tigrinya

Sara Tesfay

Gestaltung

Stefanie Busch

Medienstation

Falk Reinhardt

Videoauswahl

Katrin Holinski

Vielen Dank an die Portraitierten und Autor_innen der Statements:

Khaldun Al Saadi, Anka, Ulrike Bürgel, Meron Fitsum, Ines Kummer,
Valentina Marcenaro, Salih Omer, Jule Rühl, Gjulner Sejdi, Zemichal
Teweld, Katja Urbatsch

April 2016

Ausstellungsansichten



Ausstellung „Ich bin kein Etikett“ / Hygienemuseum im April 2016

Die Ausstellung ist in Teilen finanziert über RomaRespekt, einem Modellprojekt des BMFSFJ im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“.

Gefördert vom



**Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend**

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie leben!



ROMARESPEKT

Leismas



Ulrike Regel

Angewandte Informatik der Carl-Liebknecht-Hochschule

Ulrike Regel ist eine junge Frau, die in der Informatik arbeitet. Sie ist eine der besten Programmiererinnen in der Region. Sie hat eine Leidenschaft für die Informatik und hat sich dafür eingesetzt, dass Frauen in der Informatik mehr Platz bekommen. Sie ist eine der besten Programmiererinnen in der Region.

Ulrike Regel ist eine junge Frau, die in der Informatik arbeitet. Sie ist eine der besten Programmiererinnen in der Region. Sie hat eine Leidenschaft für die Informatik und hat sich dafür eingesetzt, dass Frauen in der Informatik mehr Platz bekommen. Sie ist eine der besten Programmiererinnen in der Region.

